**Zeitschrift:** Schweizer Hebamme : offizielle Zeitschrift des Schweizerischen Hebammenverbandes = Sage-femme suisse : journal officiel de l'Association suisse des sages-femmes = Levatrice svizzera : giornale ufficiale dell'Associazione svizzera delle levatrici

**Herausgeber:** Schweizerischer Hebammenverband

**Band:** 76 (1978)

**Heft:** 11

**Artikel:** Begegnung mit Fréderick Leboyer

**Autor:** Jann, F.X.

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-950717

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 12.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

DIE SCHWEIZER HEBAMME

Offizielles Organ des Schweizerischen Hebammenverbandes

Nr. 11 76. Jahrgang

Bern, November 1978 Einzelnummer Fr. 2.50

## Begegnung mit Frédérick Leboyer

Ende der sechziger Jahre hat in der Schweiz die «technisierte» Geburtshilfe ihren Einzug gehalten. Man fing an, Schwangerschaften mittels Ultraschall optisch zu erfassen, das Hörrohr, Wahrzeichen der Hebammen, wurde in die Ecke gestellt, und Kardiotokographen begannen, Schlag um Schlag des kindlichen Pulses auf Papierstreifen aufzuzeichnen. pH-Meter gaben über die Säuregradmessungen des Nabelschnurblutes ihr schonungsloses Urteil ab, ob eine Geburt gut oder schlecht geleitet worden sei.

Erfahrene Hebammen gerieten in Lebenskrisen und kündeten, jüngere Hebammen witterten die grosse Chance und blickten fasziniert auf den tickenden CTG-Apparat und vergassen dabei fast, dass daneben eine gebärende Frau mit allen Leiden und Freuden einer künftigen Mutter auch gerne einmal einen aufmunternden Blick oder ein anleitendes Wort empfangen hätten.

Gut, die erste Euphorie für die Technik, beziehungsweise die Prophezeiung vom Untergang des Hebammenstandes hat sich gelegt, und zunehmend verstehen es viele Kliniken, mit viel Menschlichkeit diese technischen Möglichkeiten einzusetzen, wenn es sicher da und dort «Ausrutscher» gibt: so wie es dieses früher gegeben hat und auch immer wieder geben wird.

Und wir dürfen heute wohl froh sein, dass Ultraschall, dass CTG, dass pH-Messungen usw. existieren. Denn – so meine ich – sie geben uns Einblick in intrauterine Vorgänge, wie sie früher nie möglich gewesen sind. Und sie haben, was leider manchmal vergessen wird, die Todesfälle vor und während der Geburt und die Fälle von Gehirnschädigungen merkbar vermindert!

Die Öffentlichkeit macht zurzeit die Angst vor der Technik mit etwa zehnjähriger Verspätung durch, und während vielerorts die Hebamme und der Geburtshelfer sich wieder voll zur künftigen Mutter als Mittelpunkt des Gebärzimmers zurückgefunden haben und die Geräte nur als Mittel zur besseren Gefahrenerkennung betrachten, malen Zeitungen und Vorträge das Bild der kalten Gebärfabriken ohne Seele und Wärme an die Wand.

Und da man die Zeitungen *auch* liest, schaut man sich umher, wo denn all die bösen Hebammen und kalten Ärzte und seelenlosen Geburtskajüten stehen, sieht sie nicht, da man entweder den bekannten Balken vor dem Kopf hat oder alles gar nicht wahr ist – und wird doch verunsichert. Man befragt schliesslich die Frauen im Wochenbett, erkennt dieses und jenes Positive, dieses und jenes Negative, fängt an, von LLL-Bulletin über «Emma» bis zu Leboyer alles Erreichbare zu lesen und glaubt schliesslich selber, dass vieles in der Geburtshilfe zu verbessern wäre.

Schliesslich freut man sich auf F. Leboyer, den Exponenten der «andern» Seite, den Mann, der uns Techno-Medizinern als Beispiel hingestellt wird . . . er kommt . . . und darüber möchte ich berichten und berichten lassen.

Ich sehe Prof. Leboyer etwa fünf Minuten vor Beginn seines Vortrages. Ein mittelgrosser, schlanker, grauhaariger Franzose, lächelnd, mit beiden Händen agierend. Er ist auf den ersten Blick sympathisch. Ich werde vorgestellt. Ein paar Worte der Konversation über «gute Reise gehabt» und so. Dann denke ich gleich (wie so oft) an die Hebammenzeitung und bitte ihn darum, mir sein Manuskript zur Veröffentlichung zu überlassen. Er fragt: «Manuskript? – Was für ein Manuskript?» Er wisse nie, was er erzählen werde. Aber ob wir nicht nachher zusammen Mittagessen könnten. Wir hätten dann Zeit zum Plaudern.

Der Hörsaal ist übervoll. Zwischen den weissen Schürzen sitzen vereinzelt schwangere Frauen. Eine davon habe ich gebeten (erst nach dem Vortrag), über ihre Eindrücke zu berichten.

Leboyer hält eine kurze Einführung. Er beschreibt den Schock, den ein Neugeborenes erleben muss, wenn es aus der Geborgenheit des Mutterleibes plötzlich in die kalte, lärmige, taghelle Welt hinausgepresst wird. Die ungewohnten Berührungen, die kalte Luft, das Gerede, die Helligkeit. Er fragt, wie stark wohl diese erste Begegnung mit der Welt als Schock in uns nachwirke, vielleicht sogar unser späteres Leben mitbestimme, und lässt dann seinen Film sprechen.

Es ist ein Film, der – ob man will oder nicht – fasziniert. Er zeigt in gedämpftem Licht die Silhouette einer Frau mit Wehen. Man hört das rhythmische, immer schneller werdende Atmen der Mutter. Dann eine Stille, ein Schrei, der Urschrei des Kindes, ein Gewimmer. Das Kind wird auf den flacher gewordenen Bauch der Mutter gelegt. Die Nahaufnahme lässt ein vor Schreck und Kummer und Geburtsdruck entstelltes, kindliches Gesicht erkennen. Die Hände der Mutter und des Geburtshelfers streicheln sanft die Haut des Neugeborenen. Das Schluchzen und Wimmern beruhigt sich. Das Gesicht entspannt sich, der Ausdruck wird zufriedener, die Atmung ruhiger. Dem Neugeborenen beginnt es sichtlich wieder wohler zu werden. Dann wird ruhig die Nabelschnur durchtrennt. Das Kind wird ins warme Bad neben der Mutter gebracht. Seine Hände beginnen zu spielen. Es findet Gefallen an der neuen Welt und liegt schliesslich lächelnd an der Brust der Mutter. Der eindrucksvolle Film geht zu Ende und wird stark applaudiert. Prof. Leboyer bittet um Fragen.

Aber es ist wie nach einem bewegenden Konzert: Die Gedanken finden sich nicht gleich in die Wirklichkeit zurück.

Doch nach ein paar Augenblicken, in denen die Filmbilder nachwirken, kommt die erste Frage, die Frage, die ja kommen musste: Wie er sich zur Überwachung mittels Elektroden stelle? – Er sei dagegen! – Was er denn tun würde, wenn die Herztöne absinken? – Das wolle er nicht beantworten! Eine weitere Frage: Ob denn das Kind auf dem Bauch der Mutter nicht zuviel Wärme verliere? – Nein, das sei gemessen worden und treffe nicht zu.

Frage: Das Kind würde doch bereits im Mutterleib während der Wehen Stressituationen durchmachen und nicht erst nach der Geburt. Und da man diese Stressituationen nicht beeinflussen könne, würde man da nicht zuviel Akzente auf den Geburtsschock legen? – Antwort: Die Schmerzen des Kindes unter den Geburtswehen, wie überhaupt des Befinden des Kindes während der Schwangerschaft, sei sehr abhängig von der Einstellung der Mutter zum Kind. Wenn man diese mütterliche Einstellung erforsche, erkenne man, dass in vielen Fällen von komplizierter Schwangerschaft oder Geburt, die Mutter bewusst oder vielmehr unbewusst eine ablehnende Haltung eingenommen habe.

Es werden noch einige ganz konkrete Fragen gestellt, vor allem betreffend Notsituationen unter der Geburt. Prof. Leboyer will nicht darauf eingehen.

So ist denn diese Diskussion für mich unglaublich ernüchternd gewesen. Ich dachte, so kann man doch nicht argumentieren. Man kann doch gegen harte Fakten nicht mit philosophischen Floskeln angehen.

Erst später, nach meinem langen Gespräch mit Leboyer, spürte ich, dass hier einer stand wie weiland Luther vor dem Reichstag in Worms, um sich vor Leuten,

die nicht seine Sprache verstanden, zu verteidigen. Wir waren in unserem Denken befangen, Leboyer aber ebenso in seinem.
Ich war deshalb aufrichtig froh, mit ihm das Mittagessen einnehmen zu können. Ich hoffte, irgendwo würde sich eine Brücke zwischen unseren Welten bauen lassen.
Es hat dazu allerdings recht lange Zeit gebraucht, ich glaube, von beiden Seiten her. Denn Leboyer ist eine Art Demagoge, ein Volksredner, vielleicht ein Volksverführer. Und erst nachdem er sich nicht mehr als Redner vor dem Publikum fühlte, dem man seine Ideen am besten mit Schlagworten einhämmert und in dem man viel Emotionen wecken muss, damit diese Ideen haften bleiben, erst nachdem er offenbar spürte, dass ich ihm ja glauben *wollte,* sobald er einmal von seinem Rednerpodium heruntersteigen würde, erst von da an öffnete er seine sehr differenzierten Gedanken, und mehr und mehr begriffen wir einander.
(Sie verzeihen, wenn ich mich auf die gleiche Ebene mit Leboyer mit all seiner Berühmtheit stelle. Aber ich wollte nur begreifbar machen, dass er vor Publikum mit seinen Urgefühlen, die er erregt, gefährlich sein kann, gefährlich für diejenigen, die seine vereinfachten Thesen als Labsal ihrer Aversion gegen alle Technik aufsaugen und zu beschränkt sind, Leboyer in seiner Differenziertheit zu verstehen. Ich sage dies mit aller Deutlichkeit und denke hier sehr konkret an manche Schweizer Hebamme. Und damit Sie nicht glauben, ich würde hier in den Rücken Leboyers schiessen: Ich habe ihm gegenüber diesen meinen Eindruck geäussert. Und er hat mich trotzdem gebeten, in der Hebammenzeitung über unsere Gespräche zu berichten.)
Vielleicht ist es gut zu wissen, weshalb Leboyer überhaupt zu seinem Missionszug für eine schöne Geburt gekommen ist.
Leboyer erzählt, dass er es immer als scheusslich empfunden habe, wenn Mütter unter der Geburt leiden mussten. Er hätte deshalb sehr oft starke Schmerzmittel verabreicht oder gar eine Narkose durchgeführt. Andererseits hätte er es aber zusammen mit vielen Müttern bedauert, dass sie die Geburt ihres Kindes nicht bewusst miterlebt hätten.
Der Grund für seinen Abscheu vor Geburtsschmerzen habe er schliesslich in einer jahrelangen psychiatrischen Analyse erfahren. Er selber sei nämlich bei einer schweren Geburt mittels Zange auf die Welt gekommen! Und daher rühre seine Überzeugung, dass der Schock einer Geburt ein Leben lang unbewusst nachwirke. Und daher sei es Aufgabe jeder Hebamme und jeden Geburtshelfers, diesen Eintritt ins Leben so angenehm wie nur möglich zu gestalten. Im gleichen Zusammenhang erzählte er die Geschichte einer seiner Patientinnen, mit der er einmal gespeist habe. Diese Frau klagte, wie sie bei allen drei Geburten immer Mühe gehabt hätte, wo doch ihre Mutter von vier Kindern problemlos entbunden worden sei. Die Schwierigkeit bei der Patientin lag darin, dass die Eröffnungsperiode jeweils wunderbar verlaufen sei, bei der Austreibungsperiode aber jedesmal eine Art Krampf der Beckenbodenmuskulatur aufgetreten war. So mussten schliesslich die Kinder mühselig herausgepresst-gedrückt werden. Während die Patientin dies erzählte, habe im Restaurant das Telefon geklingelt und die Patientin habe dabei plötzlich den Eindruck erweckt, als ob irgendein Erlebnis hochgestiegen wäre. Um es kurz zu sagen: Es wurde herausgefunden, dass die Mutter der Patientin tatsächlich problemlos geboren hatte. Bei der Geburt dieser Tochter jedoch habe im Moment er ersten Presswehe das Telefon geläutet. Und der Geburtshelfer hätte längere Zeit mit einer Patientin sich besprechen müssen. So war die Mutter der Patientin gezwungen, die Beine und die Beckenmuskulatur zusammenzuklemmen, bis der Arzt schliesslich vom Telefon weg zur Geburt eilen konnte. Mit dieser Geschichte (er erzählte noch zwei ähnliche) wollte Leboyer zeigen, dass eine Geburt offenbar auch von Frischgeborenen irgendwie bewusst erlebt wird.
Mir kam dabei die Geschichte von Prof. Kubli in den Sinn. Sie wissen vielleicht, dass Prof. Kubli es war, der gefordert hatte, Erstgebärende mit Beckenendlage würden am optimalsten mit Kaiserschnitt entbunden, da bei einer vaginalen Geburt das Risiko eines Sauerstoffmangels zu gross sei. Prof. Kubli kam als Steisslage zur Welt!
Um aber nochmals auf den Einsatz der Technik in der Geburtshilfe zurückzukommen: Prof. Leboyer meint, es müsste eine solche Einheit zwischen Geburtshelfer und werdender Mutter bestehen, dass der Arzt *und* die Mutter spüre, wenn es dem Kind nicht gut gehen sollte.
Ich habe ihm erklärt, dass dies ein Idealzustand sei, den *er* vielleicht und manche «alten» Geburtshelfer erfüllt hätten, er diese Intuition, dies Gespür aber heute weder von jeder Mutter noch von jedem Arzt erwarten könne.
Dass diese seine Forderung kaum noch erfüllbar ist, hat Leboyer wahrscheinlich selber resignierend erkannt. Ich schliesse dies daraus, dass er vor sechs Jahren mit jeder praktischen Tätigkeit als Geburtshelfer aufgehört hat, «weil ich die Diskrepanz zwischen der heutigen Medizin und meinem Fühlen nicht mehr ausgehalten habe», wie er sagt.
Man muss es anerkennen, wenn er warnt, dass wir mit CTG und pH nur *zwei* Werte vom Kind erhalten könnten. Dabei gebe es doch weit mehr. Und wir liefen Gefahr, dass wir ob lauter Staunen über eine Herzfrequenzkurve des Kindes vergässen, auf andere, vielleicht feinere Zeichen von Mutter und Kind zu achten. – Aber welche denn? – Hier überschreiten wir wohl die Grenze, wo die Intuition, die ärztliche Kunst, das Gespür für feinste Parameter anfängt. Aber ist diese Kunst überhaupt noch erlernbar?
Leboyer konnte sich schliesslich (lächelnd) einverstanden erklären, dass man die Technik einsetzen möge, sofern man sie als eine der Möglichkeiten ansehe, mit dem Kind in Kontakt zu kommen und sofern man daneben nicht verlerne, auf die feinen, kaum erfassbaren Ausstrahlungen der Mutter und des Kindes zu achten.
Das ist hohe Kunst! Aber ich habe doch erleichtert aufgeatmet, dass wir schliesslich eine Brücke gefunden haben.
Das Gespräch ging in der prächtigen Herbstsonne im Spitalgarten weiter. Eigentlich war es meine Frage, wie denn eine Frau auf die Geburt vorbereitet werden sollte, die den Funken für seine nächsten Ideen entzündet. «Gar nicht!» antwortete er. Je mehr eine Frau von der Geburt mit all den ihr erzählten Risiken wisse, um so ängstlicher und verkrampfter werde sie. Das sei doch wie beim Medizinstudenten. Am Abend nach der Vorlesung übers Knochensarkom glaube der Student überall an Schienbein und Vorderarm Schwellungen und Höcker zu spüren.
Man müsse an den Urinstinkt einer werdenden Mutter glauben. Sie spüre von Natur aus, wie sie sich verhalten müsse. Man dürfe ihr dabei nicht mit zuviel sogenannter Information hineinpfuschen. Und dabei entwickelte er eine interessante Theorie. (Ich vereinfache sie hier sehr. Interessierte Hebammen können sie in seinem nächsten Buch, welches in Frankreich im Frühjahr erscheinen wird, nachlesen.)
Leboyer meint, dass eine schwangere Frau im Verlaufe der Gravidität den Weg bis zur eigenen Geburt zurückgehe und die Geburt ihres Kindes sowohl ihre eigene Geburt darstelle wie aber auch ihre eigene Entstehung im Liebesakt.
Leboyer erzählt dabei von den Filmarbeiten im Atelier, als der Ton und die Bilder geschnitten wurden. Es seien vom Nachbarstudio Leute hereingekommen und hätten gefragt, ob hier eigentlich Pornographie gedreht werde. Tatsächlich erinnert der Atemrhythmus der Frau in Leboyers Film stark an das Atemgeräusch bei einem Orgasmus.
Leboyer glaubt, dass es falsch sei, der Frau zu raten, sie solle bei den Wehen an irgend etwas anderes denken: An Ferienerlebnisse, ans Essen, ans Wetter, an die Familie. Im Gegenteil, eine Frau müsse sich während den Wehen voll auf sich konzentrieren.
Beim Orgasmus verliere eine Frau das Gefühl für Raum und Zeit und sei voll in sich selber eingeschlossen. Genau so müsse sie auch die Wehen erleben können: ein Sichverlieren in den Geburtsakt, ein volles Aufgehen in sich selber.
So seien denn Gespräche während der Wehen fehl am Platze oder gutgemeinte Ablenkungen. Auch zuviele Leute um die Frau unter Wehen sei aus dem gleichen Grunde zu vermeiden. Bei der Geburt schliesse sich der Lebenskreis zur eigenen Befruchtung zurück. Das sei doch ein

einzigartiges wunderbares Geschehen! Und jede Hebamme und jeder Arzt sei Zeuge dieses Wunders, und es gelte je und je, dies auch zu respektieren.
Ich erzähle dies alles in recht prosaischen Sätzen. Leboyer hingegen ist ein Poet. Und sie werden sich in seinem nächsten Buch einfangen lassen von seiner Sprache und vielleicht erst dann verstehen, was er sagen wollte (und wozu mir das nötige Talent, es auszudrücken, fehlt).
Aber vielleicht gelingt es Ihnen doch, eine schwangere Frau künftig als Liebende zu betrachten. Und wenn Sie so jede starke Wehe und die Geburt als Liebeserlebnisse mitspüren können und es der Frau auch mitzuteilen vermögen, wer weiss, vielleicht hilft dies ebensoviel wie irgendwelche Banalitäten, die Sie mit ihr austauschen.
Damit nicht nur die Sicht des Arztes Ihnen zum Lesen vorliegt, habe ich unsere Oberhebamme, Schwester Elisabeth Feuz, gebeten, *ihren* Eindruck wiederzugeben. Und Frau N. C., eine Zwillingsmutter, die eine Woche vor ihrer Entbindung dem Vortrag beigewohnt hatte, habe ich nach der Geburt gefragt, ob sie als Selbererlebende nachträglich ihre Gedanken zu Leboyer äussern würde.

**Professor Leboyer und seine Geburtsmethode aus der Sicht einer Hebamme**

In meiner bald dreissigjährigen Tätigkeit als Hebamme hatte ich Gelegenheit, ja ich möchte sagen, das grosse Glück, den Geburtshelfer Professor Leboyer anlässlich eines Vortrages persönlich kennenzulernen. Ich bin Professor Leboyer dankbar, dass er sich die Zeit genommen hat, auch an der Berner Universitäts-Frauenklinik seine Einstellung, da heisst seine Gedanken und Geburtsmethoden zum Wohle des ungeborenen und geborenen Kindes darzulegen.
Sein Buch «Der sanfte Weg ins Leben, oder Geburt ohne Gewalt» (ist jetzt vergriffen) spricht den Laien an. Es ist eine Art Geburtshilfe jenseits der heutigen Technik. Zum Beispiel sagt Leboyer, dass nach Sichtbarwerden des Kopfes – wenn die Gefahr für den Damm vorbei ist – das Licht gelöscht werden kann. Eine Nachttischlampe reiche aus. Sie genüge völlig für die Geburt, damit das Kind nicht ins grelle Licht geboren werde. Ausserdem könne die Mutter im Halbdunkel die Gesichtszüge ihres Kindes nicht erkennen. Das sei gut so. Neugeborene seien fast immer hässlich. Zumindest komme es uns so vor. Ja sie seien sogar abscheulich, so sehr hätte die Angst ihre Gesichtszüge entstellt.
Die Mutter und der Vater sollen nur das warme pulsierende Leben ihres Kindes spüren. Denn das Kind wird nach der Geburt vor der Abnabelung gleich auf den Bauch der Mutter gelegt, das heisst, Bauch auf Bauch.
Professor Leboyer ist ein charmanter Mensch und für eine Gebärende, die an seine Methode glaubt, sicher ein guter Geburtshelfer. Seine Mahnungen an mich, dass ich keine Notizen machen solle über unser gemeinsames Gespräch, sondern die Dinge annehmen solle, wie ich sie höre oder sehe, da nie zwei gleiche Dinge vorkommen, hat mich beeindruckt. Zum Beispiel sagt Leboyer: Sieh dir eine schöne Rose an, ohne zu fotografieren, und dann halte sie dir so in der Erinnerung, wie du sie gesehen hast. – In diesem Sinn geht Leboyer bei seiner Geburtsmethode vor. Das Kind werde schon im Uterus schockiert durch Umwelteinflüsse. Zum Beispiel sei es auf Lärm empfindlich. Das gleiche geschehe unter der Geburt, wenn es in laute und helle Umgebung geboren werde. Dies erkenne man an seinem grellen Geburtsschrei.
Wenn das Kind im Halbdunkel geboren werde und dann sogleich von den Mutter- und Vaterhänden gestreichelt werde, bekäme das Kind keinen Geburtsschock. Der Vater, der dann sein Kind baden solle, gebe ihm wiederum die Geborgenheit wie im Mutterleib, als es noch vom Fruchtwasser umgeben war. Die Geburt sei wie die Liebe. Um sich dem Neugeborenen verständlich zu machen, müsse man zu ihm sprechen in der Sprache und dem Gebaren der Liebenden. Das heisst, dass vor allem der Körperkontakt wichtig sei.
Professor Leboyer wirft der heutigen Technologie Lieblosigkeit vor. Man könne das Ungeborene nicht auf die Welt vorbereiten, indem man ihm feine Elektroden in sein kleines Gehirn einführe.
Kurz zusammengefasst: Professor Leboyer klagt die Erkenntnisse, die in den letzten Jahren gemacht wurden und die von der Geburtshilfe zur Geburtsmedizin führten, an, sie seien ein brutaler Eingriff am werdenden Kind. Auch er habe vor seinen jetzigen Ansichten zur Geburt in diesem Sinne brutale Geburtsmethoden angewendet.
Ich habe mich mit Professor Leboyer in reger Diskussion auseinandergesetzt. Ich weiss aus eigener Erfahrung, dass Frauen, die sein Buch gelesen haben, glauben, *jede* Geburt sei problemlos. Und wenn die Geburt dann nicht nach ihrer Vorstellung so verläuft, ist sie oft so unglücklich und fühlt sich als Versager vor sich, vor dem Ehemann und dem Kinde gegenüber.
Wir müssen also die Mutter auf die Vorteile der Technik aufmerksam machen (Kopfelektrode, CTG usw.) und das Menschliche miteinbeziehen. Ich meine, dass jedes zeitgerecht denkende Ehepaar dies akzeptiert, dass die heutige moderne Überwachung für das Kind Vorteile hat.
Professor Leboyer gab mir da seine Zustimmung. Aber ich bin ihm dankbar, als Hebamme von ihm die Wichtigkeit der Menschlichkeit zu hören, die wir für das Neugeborene und die Eltern trotz Technologie einsetzen müssen und dürfen. Jeder Geburtshelfer, Arzt und Hebamme, müssen weiterhin ihre Hände, Augen, Ohren und Gefühle einsetzen und mit den Apparaten gemeinsam beitragen, zum immer wieder einmaligen Erlebnis der Geburt, da auch die Stimme und die Worte einer Helfenden der Gebärenden immer in Erinnerung bleiben.
Herzlichen Dank soll noch einmal an den Kämpfer für das werdende Leben gehen, und ich freue mich schon auf das versprochene neue Buch. Elisabeth Feuz

**Einige Gedanken einer Erstgebärenden nach der Geburt ihrer Kinder über F. Leboyers Referat und Film «La naissance naturelle»**

Eine Woche vor der Geburt unserer Kinder (Zwillinge) hatte ich die Möglichkeit, einen Vortrag und Film von F. Leboyer mitanzuhören. Ich war gespannt, zumal ich sein Buch nicht gelesen hatte und nur die üblichen diffusen Vorstellungen aus Pressemeldungen über die «Schule Leboyer» mit mir trug: gedämpftes Licht und Ruhe im Gebärzimmer, Gebärnest, Konzentration auf eine Menschwerdung, Einbezug des Ehemannes; und schliesslich suchte ich nach Bestätigung, dass meine Vorstellung vom Geburtsgeschehen als einem gemeinsamen Erlebnis zwischen meinem Mann und mir nicht ganz unsinnig sei.
In seinem Referat fasste sich Leboyer sehr kurz. Er unterschied streng zwischen «accouchement» und «naissance» und betonte, dass er in Vortrag und Film nur das Thema «naissance» behandle. Mit missionarischem Eifer beurteilte er dann den Empfang, den wir dem eben geborenen Kinde in unsern Spitälern bereiten: messen, werten, statt behutsam in-die-Welt-führen, den Geburtsschock zum lebenslänglichen Trauma steigern, statt ihn dämpfen.
Die Botschaft des sowohl im Bild wie auch im Ton expressiv gehaltenen Schwarzweissfilms mag man zusammenfassen im Ausruf: Handelt nach dem «Pulsschlag» des Kindes und nicht nach der Stoppuhr! Hört, seht, fühlt, was die Natur will!
Die anschliessende Diskussion empfand ich als bemühendes Rechten und Aneinandervorbeireden; überspitzt formuliert: Risikoeindämmung mittels Check-up am Kinde unmittelbar nach der Geburt kontra sachte Adaptation des Neugeborenen an diese Welt.
Dass die Fragen im Zusammenhang mit den Thesen Leboyers aber über die Differenz zwischen Wissenschafts- beziehungsweise Technikgläubigen und der Natur Nachfühlenden hinausgehen, erkannte ich erst nach der Geburt.
Oben betonte ich, dass die Geburt («accouchement» und «naissance») für mich hätte ein partnerschaftliches Erlebnis sein sollen, in dem ich einen maximalen Ausdruck der Beziehung zwischen meinem Mann und mir sah. Deshalb war auch die Anwesenheit meines Mannes während der Geburt für mich unabdingbar gewesen. Doch in Wirklichkeit erlebte ich vom Ge-

burtsgeschehen allein «l'accouchement» als kaum beschreibbaren Höhepunkt – am ehesten vergleichbar mit einem Orgasmus als Ausdruck grösstmöglicher Entfaltung *und* Einsamkeit –, gebettet in der Gewissheit, dass ein eingespieltes Team von Geburtshelfern, Hebammen und Pädiatern die Kinder in Empfang nehmen.
«Accouchement» und «naissance» als ganzheitliches Erlebnis erfasste ich erst einige Tage nach dem eigentlichen Geburtsgeschehen, als ich unsere Kinder kennenzulernen begann. Und es bleibt darob ein Gefühl des Staunens und der Glückseligkeit.
Nachdenklich aber stimmte mich, dass mein Mann von «accouchement» vollständig ausgeschlossen und bei der «naissance» zum hilflosen Zuschauer verurteilt war. Meine Vorstellung eines partnerschaftlichen Geburtserlebnisses war falsch. Und ich bin nicht mehr überzeugt davon, dass die Anwesenheit des Mannes bei der Geburt sinnvoll ist. Denn das Erlebnis des «accouchement» wird ihm immer verwehrt bleiben und der Ablauf der «naissance» in unsern Spitälern in der Regel ihm nicht vertraut sein. In diesem Zusammenhang scheint mir auch der Brauch einzelner Volksstämme in Afrika, dass sich der Mann während der Geburt seines Kindes in eine Hütte zurückzieht und «l'accouchement» nachahmt, nicht mehr uneinfühlbar, denn es ist sein Versuch, sich in das Geburtsgeschehen einzubeziehen. Ja, ich frage mich, ob nicht auf diesem Boden die ganze Philosophie Leboyers entstanden ist: Der Mann ist vom ganzheitlichen Geburtsgeschehen ausgeschlossen. Damit aber, dass Leboyer «la naissance» usurpiert, dieses «Niemandsland» mit seinen Thesen versieht, schafft er für den Mann eine Anschlussmöglichkeit an das Geburtsgeschehen.
Wenn ich für mich persönlich die Ideen der «Schule Leboyer» auch nur bedingt bejahe, so bin ich doch überzeugt, dass Leboyers Mahnung ernst zu nehmen ist: in einer unpersönlichen technisierten Welt sich auf das Ursprüngliche zu besinnen. N. C.

Zusammenfassend geht es – so meine ich nach diesem Gespräch mit Leboyer – wohl darum, dass wir erstens einer werdenden Mutter die Möglichkeit geben, ihre Wehen, ihre Geburt als positives Erlebnis, als Liebesstunde mitzufühlen, und zweitens, dass wir mitsamt der geburtsmedizinischen Technik, mit der wir mindestens die Sauerstoffversorgung des kommenden Kindes überwachen können und welche uns Notsituationen aufzeigt, versuchen, dem Kind aus der warmen Geborgenheit der Gebärmutter in unsere Welt zu helfen. Dazu gehört eine ruhige, menschlich und temperaturmässig warme Atmosphäre – das Legen des Neugeborenen auf den warmen Leib der Mutter, das beruhigende Streicheln, das behutsame Baden des Kindes, das möglichst baldige Zuführen des Kleinen zur mütterlichen Brust. Dass es nicht immer so ideal zugehen kann, weiss auch Leboyer. Wir entdecken jetzt wieder die Menschlichkeit.
Wir haben vor Jahren die Technik in der Geburtshilfe entdeckt. Wir entdecken jetzt wieder die Menschlichkeit. Versuchen wir doch, beides zu verbinden! Es geht nämlich!

Dr. F. X. Jann
Universitäts-Frauenklinik
3012 Bern

---

# Internationaler Hebammenkongress in Jerusalem

(Der Hauptbericht des Kongresses folgt in der nächsten Nummer)

## Wie es unsere Teilnehmer erlebten ...

*Reisebericht von Grety Anderegg*

Am 1. September um 11.30 Uhr fand sich eine bunte Schar von Frauen und ein paar reiselustige Männer am Flughafen Kloten ein. Herr Daniel Fermaux von der Firma Marti zählte seine Schäfchen, die er für die folgenden zwei Wochen zu betreuen hatte. Nach der herzlichen Begrüssung begann ein ungewisses Warten, bis sich die Swissair meldete und eine Verspätung des Fluges nach Tel Aviv um etwa drei Stunden bekanntgab. Der bezahlte Lunch könne in einem der Flughafenrestaurants als Entschädigung eingenommen werden. Der gebackene Fleischkäse mundete bestens, ebenso die Himbeeren in Vanillecrème. Bald einmal kam das Startzeichen zum Aufbruch.
Nach der Passkontrolle wurden wir ordentlich durchgeschleust, abgetastet, Taschen untersucht. Koffer wurden aufgemacht, durchwühlt und wieder verschlossen von netten Swissair-Angestellten. Eine langwierige Prozedur, aber eben notwendig!
Endlich in den Bus zu der DC 10, die uns im Nu in ihr riesiges Inneres verschluckte. Um 15.30 Uhr etwa starteten wir direkt nach Tel Aviv, Israel!
Unsere welschen Kolleginnen wurden in dieser Wartezeit in Genf abgeholt, so dass wir ohne zuerst Genf anzufliegen, direkt ins heilige Land starten konnten, also keine Reisezeit einbüssten.
Das geschäftige Treiben auf so einem internationalen Flughafen ist für mich jedesmal aufregend, die vielen Gesichter, die Vielfalt der Kleider, die ganze Atmosphäre ist voller Spannung.
Die Erwartung an diese Reise, meine erste übrigens ins heilige Land, war noch viel grösser. Laut dem Reiseprogramm und dem Kongressbulletin versprach ich mir einiges.
Mein Mann und ich wollten jedoch nach dem Kongress, der Stadt, die warmen Wasser des Mittelmeeres in Natania geniessen. Die Reise im Lande selbst heben wir uns für ein anderes Mal auf.
Nach einem herrlichen Flug mit Kapitän Häfeli und seiner Besatzung an Bord kamen wir um 18.00 Uhr israelischer Zeit in der Abenddämmerung in Tel Aviv an.
Das erneute Warten vor dem Passbüro war ermüdend, wenn auch lustig. – Die ersten hebräischen Worte drangen wie chinesisch an mein Ohr. Die Gelassenheit der Beamten, gemischt mit scharfer Beobachtung, war faszinierend.
Plötzlich entdeckte ich ein Fräulein mit einem Täfelchen mit der Aufschrift: «18th International Congress of Midwives».
Dank diesem netten Mädchen ging plötzlich alles ganz schnell und ohne eine Zollformalität fabelhaft. Ich kam aus dem Staunen nicht heraus. Die beiden Cars warteten bereits vor dem Flughafen auf ihre Gäste, das Gepäck wurde uns abgenommen, in die Autos verstaut von den beiden Chauffeuren und dem Reiseleiter.
Die mächtigen Palmen, die warme Brise, der lustige Strohhut unseres Jakobus (einer der Reiseleiter), waren die ersten Eindrücke dieses jungen Staates!
Um 19.30 Uhr, nach einer rasanten Busfahrt über eine schöne Autostrasse, erreichten wir unser Hotel «Moriah» in Jerusalem. Die erleuchtete Knesset, das Parlamentsgebäude, sowie die schönen Steinhäuser dieser Stadt hielten mich gleich gefangen.
Im Hotel wurden wir mit einem frischgepressten Orangensaft bewirtet. Die nette Geste brachte schon recht viel Sympathie ein. Nach Erhalt des Zimmerschlüssels und des Gepäcks, ab ins Zimmer und ins Bad! Im 10. Stock, mit einer wunderbaren Aussicht auf die Altstadt, liessen wir uns häuslich nieder.

*Samstag, 2. September 1978 in Jerusalem, Sabbat!*

Ein herrliches jüdisches Morgenessen erwartete uns. Selbstbedienung, ein reiches Buffet, mit viel Auswahl an Quark, Quarksaucen, Weichkäse, Fische, Rollmops, Butter und Konfitüre in Portionen, sowie gekochte Früchte. Kaffee oder Tee nach Wunsch, Brötchen oder Brot zum Toasten. Nicht zu vergessen den frisch gepressten Orangen- oder Grapefruitsaft.
Nach diesem reichen Morgenmahl die erste Rundfahrt mit Jakob in die Altstadt und um die Stadtmauern, die im 16. Jahrhundert von dem türkischen Sultan Suleiman gebaut wurden. Vom Kidrontal her fuhren wir an dem zugemauerten goldenen Tor der Stadt vorbei, bis zur Klagemauer.